



Paul Barz
Heinrich
der Löwe
und seine Zeit

Mit farbigen Abbildungen

Deutscher Taschenbuch Verlag



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. GFA-COC-1298

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Der Inhalt dieses Buches wurde auf einem nach den
Richtlinien des Forest Stewardship Council zertifizierten
Papier der Papierfabrik Munkedal gedruckt.

Originalausgabe

Juni 2008

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

www.dtv.de

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: Fresko aus dem Rittersaal des
Herzog-Anton-Ulrich-Museum Braunschweig,
Kunstmuseum des Landes Niedersachsen/Claus Cordes

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Trump Mediäval 9,4/12,1

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24676-7

Inhalt

Begegnung mit dem Löwen	7
Vor dem Sprung	15
Was es heißt, ein Welfe zu sein	15
Kampf um Sachsen	24
Zum Beispiel Stade	31
Wenn man einen Kreuzzug wagt	36
Abgesang auf einen König	45
Die Höhle des Löwen	53
Der König, den man »Rotbart« nennt	53
Der lange Weg in den Süden	63
Der Herzog baut sein Reich	72
Ein Land auf dem Weg zum Staat	78
Geld – und wie man es beschafft	86
Stadtluft macht frei	92
Das ganz große Italienspiel	100
Vorstoß zur Grenze	110
Im Osten wird es interessant	110
Die Wenden – Tragödie in drei Akten	118
Der Mann an der Grenze	127
Entscheidung in Würzburg	134
Die missglückte Löwenjagd	143
Der Löwe in der Sonne	151
Das Haus des Herzogs	151
Einmal Orient und zurück	158
Vom Ende einer Freundschaft	166

Der Prozess	174
Das Rätsel Chiavenna	174
Das Netz zieht sich zusammen	182
Der Löwe vor Gericht	189
Treibjagd durch Sachsen	198
Das Urteil wird vollstreckt	205
»Ein recht sehenswertes Grab ...«	212
Löwe im goldenen Käfig	212
Heimkehr in ein fremdes Land	216
Der letzte Feind	223
Zwischenspiel mit jungen Liebenden	230
Der Herzog stirbt	235
Die Spur des Löwen	241
Anhang	249
Zeittafel	251
Ahnentafel	256
Ausgewählte Literatur	257
Bildnachweis	262
Personen- und Sachregister	263

Begegnung mit dem Löwen

»Herzog Heinrich errichtete auf einem Sockel die Gestalt eines Löwen und umgab die Stadt mit Wall und Graben. Und weil er mächtig und reich war, erhob er sich gegen das Reich. Deshalb wollte ihn der Kaiser demütigen ...«

*Aus den »Annales Stadenses«,
13. Jahrhundert*

Schatten breiten sich aus, die Konturen verschwimmen: Die Löwenstadt Braunschweig liegt im Dämmerlicht. Man geht durch die Altstadt, vorbei an Spuren großer Vergangenheit, kommt zum Burgplatz, zum Dom, zum Löwen davor – nur eine Kopie noch, die dort auf dem Sockel steht. Das Original ist längst vor den Giften dieser Zeit in Sicherheit gebracht worden.

Im Dom scheint noch Licht, und man könnte jetzt hineingehen, zum Imervard-Kreuz und siebenarmigen Leuchter, zum Grabmal Heinrichs des Löwen und seiner Frau Mathilde. Doch zunächst der Löwe hier, das erste freistehende Standbild überhaupt. 1166 hatte es Herzog Heinrich aufstellen lassen.

Es ist mehr als nur ein Kunstwerk. Braunschweigs Löwe ist zugleich ein Stück in Bronze gegossene Psychologie. Der Schädel hochgereckt. Die Zähne gefletscht. Verhaltensforscher nennen das wohl eine »Drohgebärde«, die Warnung an alle, nicht zu nahe zu kommen. Dahinter wird aber ein Mensch sichtbar, robust wie dieser Löwe und »auf dem Sprung« wie er. Das Grabmal im Innern des Doms zeigt wiederum einen anderen Heinrich.

Der Bronzelöwe entstand, als der Herzog Mitte dreißig war. Dagegen wurde sein Grabmal über der Gruft im Dom erst

einige Jahre, wenn nicht Jahrzehnte nach seinem Tod geschaffen, und der Künstler hat Heinrich den Löwen sicherlich nicht mehr gekannt.

Doch selbst wenn er sich Heinrichs Aussehen von anderen hätte schildern lassen, wäre es ihm auf Porträt-Ähnlichkeit nicht angekommen. Er wollte ein Idealbild schaffen, harmonisch, entspannt, die nicht zu große, doch wohlproportionierte Gestalt von einem Prunkgewand umwallt. Im Arm hält dieser steinerne Heinrich Symbole seiner Macht und seines Reichums, das herzogliche Schwert und ein Modell des Doms. Ganz scheint er dabei eins zu sein mit sich und seiner Welt, die er fast ein halbes Jahrhundert lang mitgeprägt hat: Heinrich der Löwe, viel gelobt und viel gescholten.

Der Welfenherzog hat Geschichte gemacht. Er ist zugleich aber auch von der Geschichte gemacht worden und gehört zu seiner Zeit wie diese Zeit zu ihm, eine der merkwürdigsten, folgenreichsten Epochen in der gesamten europäischen Geschichte, als den Kontinent noch keine klaren Grenzen durchschnitten und noch nicht in Nationen gedacht wurde. Es gab keine »Staaten« im heutigen Sinn. Jedoch gab es »das Reich«, das sich quer über Europa erstreckte, vom Norden bis tief in die Apenninhalbinsel hinein. Und hier gab es den Kaiser. Einmalig, einzigartig beide.

Königreiche gab es viele und Könige auch, in Polen, Dänemark, Frankreich, England, auf Sizilien. Auch der deutsche Herrscher hieß zunächst nur König, bevor ihn der Papst zu Rom gesalbt hatte. Dann jedoch war er mehr als eine nur politische Größe. Er war weltliches Oberhaupt der *ecclesia*, der Christengemeinde, die ihr geistliches Oberhaupt im Papst fand, ein »Bund zwischen Thron und Altar«. Im 12. Jahrhundert, zu Zeiten Heinrichs des Löwen, war dieser Bund allerdings längst in die Brüche gegangen.

Schon im Jahrhundert zuvor, in der Zeit der Salierkaiser, hatte sich das Papsttum emanzipiert, mehr noch: Päpste wie der »heilige Satan« Gregor VII. meldeten ihrerseits politische Führungsansprüche an. Das war das eine große Problem des Kaisertums. Ein anderes zeichnete sich vorerst mehr am Rand ab: Das Reich war Schöpfung eines deutschen Königs gewesen,

und deutsche Könige stellten die Kaiser. Zweihundert Jahre lang war das selbstverständlich gewesen. Dann jedoch zog die Zeit der Nationalstaaten herauf, und ihre Herren waren nicht gewillt, sich länger als »Nebenkönige« abtun zu lassen. Diese Entwicklung machte an den engeren Reichsgrenzen nicht halt. Schon lange war innerhalb Italiens Sizilien selbstständig. Auch Deutschland zeigte sich für diese große Strömung anfällig.

Dort fanden sich als Relikte früherer Zeiten die »klassischen« Herzogtümer Bayern, Sachsen, Schwaben, Franken, Lothringen. Waren sie aber wirklich nur Relikte? Boten sie sich nicht geradezu als Keimzellen künftiger Nationalstaaten auf deutschem Boden an?

Noch war die Zeit der Nationen nicht gekommen, und nirgends sollte der Weg dorthin ein so verschlungener Prozess wie in Deutschland werden, das schwer an der Hypothek seiner Anfangsphase trug, am Erbe des Frankenkaisers Karl.

Karls Reich zwischen Elbe und Pyrenäen war schon bald nach seinem Tod zerfallen. Es blieb der Anspruch des großen Karl, Erster Herr der Christenheit zu sein. Diesen Anspruch griff der nach seinem Sieg auf dem Lechfeld als »der Große« bewunderte Sachse Otto auf. Mit seinem deutsch-römischen Reich schuf er im 10. Jahrhundert eine Neuauflage des karolingischen Imperiums in verkleinerter Ausgabe. Zugleich dürfte Otto der Große der Erste gewesen sein, der klar das eine große Übel erkannt hatte, den mangelnden Verwaltungsapparat. Daran war letztlich das Karolingerreich gescheitert, und auch Otto hatte es nicht überwinden können.

Immerhin gelang ihm ein Übergang, als er die kaiserliche Macht auf die einzige überregional funktionierende Institution stützte, auf die Kirche. Ihre Äbte und Bischöfe wurden nun große Herren, reich, mächtig, den weltlichen Fürsten gleichgestellt. Die »Reichskirche« war geboren, zugleich jedoch die Frage, welche Bedeutung der oberste aller Bischöfe, der Papst in Rom, hatte. Konnte auch über ihn der Kaiser bestimmen wie über die anderen Bischöfe? Oder war vielmehr nicht er es, der über die Kaiser bestimmte?

Kurz: Wer stand an der Spitze der *ecclesia*?

Noch galten die Spielregeln des »Bundes zwischen Thron

und Altar«. Als Repräsentant des *sacerdotiums*, der geistlichen Macht, stellte sich der Papst freiwillig in den Schutz des *imperiums*, der weltlichen Macht, gelobte dem Kaiser Treue und bestätigte ihn durch seinen Segen. Erst das 11. Jahrhundert brachte den Wechsel. Zwar zogen immer noch deutsche Könige nach Rom, um sich vom Papst zum Kaiser salben zu lassen. Doch vorbei waren die Zeiten, als diese Könige den Papst nach Belieben ein- und absetzen konnten. Noch Salierkaiser Heinrich III. tauschte Anfang des 11. Jahrhunderts mit leichter Hand nicht weniger als dreimal den Papst nach eigenem Gutdünken aus. Doch schon sein Sohn Heinrich IV. durfte seinerseits froh sein, nicht gleichermaßen leichthändig vom Papst ausgetauscht zu werden.

Das 12. Jahrhundert kam. Eine »Reichskirche« ottonischer Prägung gab es nicht mehr, dafür nun den großen Konflikt zwischen geistlicher und weltlicher Macht. Als Lösung schien sich die Trennung des deutschen Königtums von der so problematisch gewordenen Kaiserwürde anzubieten, also Herrschaft in Deutschland ohne Rücksicht auf Papst und Kirche. Aber auch hier rächte sich die große Uneinheitlichkeit im damaligen Deutschland, seine Aufspaltung in ähnlich große Herzogtümer.

Im Kreis ihrer Herren, der Herzöge, war der König nur ein Erster unter Gleichen. Erst das Kaisertum, dieses »gerechte, friedbringende Gottesreich auf Erden«, diese »Vorstufe zum Himmel«, verlieh ihm die Autorität, sich gegenüber den anderen Fürsten als moralisch übergeordnete Macht zu behaupten. Diese anderen Fürsten waren die eigentliche Macht im Reich. Denn sie besaßen als Basis realer politischer Macht eigenen Grund und Boden. Das konnte persönliches Eigentum sein, sogenannter Allodialbesitz. Oder es war Besitz, den sie als »Lehen« übernommen, also eigentlich nur »geliehen« hatten.

Bereits im 8. und 9. Jahrhundert banden die Mächtigen Vasallen an sich, indem sie ihnen ein Stück ihres eigenen Landes zur persönlichen Nutzung überließen und dafür Gefolgschaftstreue erwarteten. Ein sehr praktisches System und ein riesiger Fortschritt zugleich. Löste es doch starre Besitzverhältnisse auf und gab jedem Einzelnen die Chance, Land zu erwerben,

ganz nach dem Prinzip: freie Bahn dem Tüchtigen! So war denn zunächst »Lehen« das soziale Zauberwort schlechthin. Doch spätestens mit der Erblichkeit der Lehen erstarrten die Besitzverhältnisse von Neuem. Und zugleich ergaben sich ganz neue Fragen.

Denn wo zum Beispiel begann die Treue zum Lehnsherrn, wo hörte sie auf? War sie gleichbedeutend mit unbedingtem Gehorsam? Doch wie konnte sie das sein, wenn ein jeder in der Regel Lehen verschiedener Herren besaß? Nein, das Lehenssystem hatte sich nicht als der gesellschaftliche große Wurf erwiesen, an dessen Ende eine gerechtere soziale Ordnung stand. Vielmehr hatte es einige große Familien nach oben gespült, die nun zur eigentlichen ersten Macht im Reich wurden.

Diese Familien gingen nach Belieben mit dem Lehensbesitz um, tauschten, verkauften, vererbten ihn oder gaben Teile davon als »Afterlehen« an zuverlässige Dienstmannen weiter. Längst war darüber dem obersten Lehensherrn, dem König, die Kontrolle entwunden. Er hatte es nun mit lauter kleinen Dynastien zu tun, und zwei Sippen standen dabei im Vordergrund: die Welfen und die Staufer. In ihren Kämpfen sollte schließlich die große Auseinandersetzung zwischen den Lehensgeschlechtern gipfeln.

So stand es also um den Ersten Herrn der Christenheit, so um sein Reich. Und so stand es um dieses 12. Jahrhundert, das diese vielen Hypotheken und Traditionen vergangener Zeiten mit sich schleppte, zugleich aber voll neuer Möglichkeiten steckte.

Noch bedeckte Wald den größten Teil des deutschen Bodens. Doch immer mehr fiel er Rodungen zum Opfer. Denn schon im Jahrhundert zuvor war die Bevölkerung sprunghaft angewachsen, und bald reichte der kultivierte Boden nicht mehr für alle, die sich von ihm ernähren wollten. Also brachen die Menschen auf und zogen zu den Grenzen des Reichs, in die »Marken«. Daheim im Reich verschwand der »klassische« Stand des freien Bauerntums immer mehr. Der Grundbesitz gehörte den Lehensherren, die Bauern waren als Leibeigene praktisch Teil dieses Besitzes. Dafür bildete sich in den Städten das Bürgertum als Stand der Zukunft heraus, und mit dem Bürgertum

kam jene neue Weltmacht auf, die Grund und Boden als Maßstab für Besitz und Macht ablöste: das Geld.

Abgelöst als bestimmende gesellschaftliche Schicht wurde aber auch jener Stand, der im 12. Jahrhundert seine letzte große Blüte erlebte: das Rittertum. Im 8./9. Jahrhundert, gleichsam parallel zur Entwicklung des Lehenswesens, mit dem es eng zusammenhing, war dieses Rittertum aus den Panzerreitern des frühen Mittelalters entstanden, die jedem ihre Dienste anboten, der dafür zahlen konnte, am besten in Form von Grund und Boden, den »Lehen« eben. Keine allzu feine Herkunft also. Umso bemühter zeigte sich dieser neue Stand, seine niedrige Abstammung zu verschleiern und eine Noblesse vorzutäuschen, die ihm zutiefst wesensfremd war.

So haftete dem Rittertum immer auch ein leiser Hauch Künstlichkeit an. Man gab sich edler, »maßvoller«, als man je in dieser rauen Zeit wirklich sein konnte. Man strebte als höchstes Ziel die »saelde« an, die tiefinnere Gelassenheit der Seele. Kurz: Das Rittertum propagierte Ideale, die mit der Wirklichkeit des 12. Jahrhunderts nicht viel gemein hatten. Umso energischer übernahm der Ritter die Pose des Edelmannes ohne Furcht und Tadel.

In dieser Zeit trat aber mit den Staufern eine Familie in den Vordergrund, deren Männer die typischen Ritter zu repräsentieren schienen, und typischer Staufer wiederum war der Mann, der sich als Erster seiner Sippe zum Kaiser aufschwingen konnte, Friedrich Barbarossa.

Wie aus lauter schönen Bildern wirkt seine Welt zusammengesetzt: Wahl zum König, Krönung zum Kaiser, Triumph als »Vater des Vaterlandes«, am Ende seines Lebens dann Ausritt zum Kreuzzug. Noch Dichter späterer Jahrhunderte singen vom Kaiser Rotbart lobesam, und in seinem Bild scheint sich in klassischer Vollendung das ritterliche 12. Jahrhundert zu spiegeln.

Jedoch legt sich über dieses Bild ein Schatten. Es ist der Schatten jenes Mannes, der so ganz anders ist als dieser Kaiser und doch für sein Jahrhundert ebenso typisch. Bei seinen Tugenden darf man nicht im Katalog der Ritterlichkeit nachschlagen.

Heinrich der Löwe war unheimlich fleißig, unheimlich tüchtig. Was immer er anpackte, schien ihm zu gelingen. Darüber wurde er zum Erfolgsmenschen schlechthin – bis sich sein Erfolg gegen ihn stellte. Vor allem war er unheimlich egozentrisch. Er war sein eigenes Gesetz. Darin lagen seine Chancen und auch seine Grenzen.

Heinrich der Löwe war in jeder Hinsicht unheimlich, und der glatte Reim, den man sich schon auf Barbarossas Welt gemacht hatte, wird durch diesen Mann gleich wieder zerstört. Die Kategorien des ritterlichen 12. Jahrhunderts treffen auf ihn nicht mehr zu, verkehren sich nahezu ins Gegenteil. Das macht aber Heinrich in dieser Zeit zum großen Stein des Anstoßes, und wer dieses wirre, bunte 12. Jahrhundert begreifen will, muss nicht nur Barbarossa, sondern auch den anderen, den Löwen, verstehen.

Wo kann dieses Verständnis einsetzen? Soll man den Heinrich seines Grabmals im Braunschweiger Dom nehmen oder den anderen, wie er sich dort draußen vor dem Dom im Standbild seines Löwen spiegelt? Was ist sein Bild, was sein Zerrbild? Wer ist Heinrich der Löwe?

Zunächst einmal ist er ein Welfe. Und als Welfe, ganz und gar, betritt er denn auch die historische Szene.

Vor dem Sprung

»Es gab im Römischen Reich im Gebiet von Gallien und Germanien bisher zwei berühmte Familien; die eine war die der Heinriche von Waiblingen, die andere die der Welfen von Altdorf, die eine pflegte Kaiser, die andere große Herzöge hervorzubringen ...«

*Aus den ›Gesta Friderici‹
Ottos von Freising*

Was es heißt, ein Welfe zu sein

Die Geburt muss schwer gewesen sein. Jedenfalls wird sich die viel zu junge Mutter davon nie mehr so recht erholen, und dieser Junge, der irgendwann zwischen 1129 und 1135 geboren wird, bleibt ihr einziges Kind. Sein Geburtsjahr ist ungewiss. Bei seinem Tod im Jahr 1195 wird von einem 66-jährigen die Rede sein. Das lässt auf das Jahr 1129 schließen. Doch noch 1159 weist ihn ein Dokument als »iuvenis« aus – mit diesem Ausdruck wurden damals nur Männer unter 28 bezeichnet. Danach kann er zu diesem Zeitpunkt höchstens 28 Jahre alt gewesen sein. Eine dritte Möglichkeit: das Jahr seiner Taufe, 1135. Dieses Ereignis ist schriftlich überliefert. Und dieses Jahr ist wohl das wahrscheinlichste, denn 1147 erhebt der Junge erstmals Anspruch auf das bayerische Herzogtum. Dafür muss er »lebensfähig« gewesen sein; das wurde man aber mit frühestens zwölf Jahren.

Unbekannt auch der Geburtsort. Vielleicht ist es das schwäbische Ravensburg in der Nähe des Bodensees gewesen, Stammsitz der väterlichen Familie, der nach den »Raven«, den Reben, seiner Weinberge benannt wird. Hier könnte Heinrich heran-

gewachsen sein, frei und ungebärdig wie ein »Welp«, ein kleiner Löwe, der stämmige, untersetzte Bursche mit dunklem Haar und auffallend dunklen Augen, bald schon ein guter Reiter und geschickter Bogenschütze, gewandt beim Umgang mit Armbrust und Schwert. Denn das sind die Tugenden, in denen ein Junge seiner Zeit und Herkunft vor allem unterwiesen wird. Alles andere ist weniger wichtig.

Lesen und Schreiben dürfte er gelernt haben, vielleicht ein wenig Himmelskunde, vielleicht ein paar Brocken Latein und ganz bestimmt die Grundlehren der Religion. Dafür sorgten schon die Geistlichen, in deren Händen die Erziehung lag.

Vom Vater sieht das Kind vermutlich wenig. In diesen Jahren ist Heinrich der Stolze, Herzog von Bayern, später auch von Sachsen und Tuszien, vollauf damit beschäftigt, seine Position gegen den Zugriff der großen Rivalen aus dem Haus der Staufer zu verteidigen. Im Übrigen ist Erziehung die Sache des Klerus und der Frauen.

Die Mutter ist Gertrud aus dem Haus der Supplinburger, Tochter Kaiser Lothars III.: gerade elf, als sie mit dem Bayernherzog Heinrich verheiratet wird, früh schon Witwe, früh stirbt sie selbst, eine eher schwache, zarte Frau. Anders ihre Mutter Richenza aus dem Haus der mächtigen und reichen Grafen von Northeim. Noch zu Lebzeiten ihres Mannes, des Kaisers Lothar III., greift sie mehrfach ins politische Geschehen ein, übernimmt nach seinem Tod die Regierungsgeschäfte und wird schließlich in den großen Kämpfen um das sächsische Herzogtum eine zentrale Rolle spielen. Eine solche Frau dürfte auch dem einzigen Enkel rechtzeitig klargemacht haben, was es heißt, ein Welfe zu sein. Denn dieses Kind soll einmal die Sache seines Hauses weiterführen.

Doch ist es bis dahin noch weit.

Zunächst findet sich ein erstes präzises Datum für den Lebensweg des Kindes, jene Taufe zu Pfingsten 1135. Der Junge heißt nun Heinrich, was so viel wie »Herr eines kleinen Besitzes« bedeutet. Darin liegt eine gewisse Ironie. Denn der »kleine Besitz«, dessen Herr der Täufling einmal werden soll, ist der vermutlich größte in ganz Europa. Güter in Sachsen, Schwaben, Bayern, ein zwar nicht zusammenhängender, doch un-

übersehbar breiter Gürtel persönlichen Eigentums, der sich von Norden nach Süden zieht. Das ist schon mal das Hausgut der Welfen. Es endet nicht an der Alpenkette, führt noch weit nach Italien hinein bis an die Ostküste der Apenninhalbinsel, so dass es um diese Zeit »von Meer zu Meer«, von der Nordsee bis an die Adria reicht.

Die Welfen sind aber nicht nur reich. Sie haben auch Macht. Schon seit drei Generationen stellen sie die Herzöge von Bayern. Heinrich der Stolze wird zudem noch Markgraf im mittelitalienischen Tuszien. Hinzu kommen Rang und Reichtum seiner Schwiegereltern: Richenzas riesige Besitzungen um Braunschweig und Northeim sowie Kaisertitel und sächsische Herzogwürde Lothars III. Jetzt fehlt nur noch die Kaiserkrone für einen geborenen Welfen. Und auch dieses letzte, höchste Ziel scheint um 1135 greifbar nahe gerückt.

Die Entwicklung kommt nicht von ungefähr. Vielmehr zeichnet sie sich schon um 800 ab, als man die ersten Welfen bei Altdorf am Bodensee antrifft. In Schwaben haben sie das Grafenamt inne. Unter Karl dem Großen dienen sie bereits als Heerführer, dürfen sich also schon Herzöge nennen. Daneben treiben sie gezielte Heiratspolitik, und eine Welfin, die schöne und ehrgeizige Judith, heiratet den Sohn Karls des Großen, Ludwig den Frommen, worauf ihre Schwester Hemma die Ehefrau Ludwigs des Deutschen wird, eines Enkels des Frankenkaisers. Der eigentliche Aufstieg setzt aber erst um 900 ein, als sich ein Welfe, »Heinrich mit dem goldenen Wagen«, auf die Regeln des noch jungen Lehenssystems einlässt und fremdes Eigentum übernimmt. Das ist für die Welfen der Anfang ihrer politischen Karriere.

Um 1055 stirbt Herzog Welf III. ohne männlichen Nachkommen. Das könnte das Ende sein. Jedoch tritt nun aus dem Hintergrund Irmentrut hervor, Mutter des Verstorbenen. Ihr Hilferuf geht nach Italien, wo ihre Tochter Kunigunde mit dem Markgrafen Azzo aus dem Haus der Este verheiratet ist und einen gleichfalls »Welf« geheißenen Sohn hat. Diesen Welf lässt die Großmutter fragen, ob er bereit sei, das deutsche Erbe anzutreten. Welf ist grundsätzlich zu allem bereit, was Erfolg verspricht. Als Welf IV. kommt er über die Alpen, klug, tüch-

tig, skrupellos, der rechte Mann für diese Zeit. Er heiratet eine bayerische Prinzessin und verstößt sie wieder. Er schwört Freunden die Treue und verrät sie bei nächster Gelegenheit. Den eigenen Schwiegervater bringt er um das bayerische Herzogtum, um sich an seine Stelle zu setzen – ein Schuft, aber erfolgreich. Und ein ganz neuer Typ im Hause Welf.

Davor hatte man sich diese Sippe als nicht eben bescheidene, doch redliche Verfechter ihrer wohl begründeten Rechte vorstellen können. Mit Welf IV. mischen sich neue Farben in ihr Bild, Züge des Hasardeurs und Machtmenschen ohne Skrupel und Moral. Sie werden vor allem bei Welfs Sohn Heinrich deutlich.

Man nennt ihn »den Schwarzen« nach seinem dunkellockigen Bart. Doch einmal, gegen Ende seines Lebens, gewinnt sein Beiname tiefere Bedeutung. Da bekommt er die Chance, im ganz großen Stil beim Spiel um die Macht mitzumischen, und wäre nicht ein Sohn Welfs IV., wenn er sich das entgehen lassen würde. Es handelt sich um die Königswahl des Jahres 1125.

In Utrecht stirbt Kaiser Heinrich V., letzter Vertreter des Saliarhauses, das ein rundes Jahrhundert lang mit wechselndem Glück über das deutsch-römische Reich geherrscht hatte. Erben sind zur Stelle, das ebenso ehrgeizige wie begabte Geschlecht der Staufer. All die Jahre haben sie treu zu den Saliern gestanden, wurden Schwabens Herzöge und sind dem Herrscherhaus durch Verwandtschaft und gemeinsamen Besitz eng verbunden. Lieber noch als Staufer nennen sie sich »Waiblinger« nach dem Stammsitz der Salier, als deren legitime Erben sie sich fühlen. Guten Mutes stellt sich denn auch Herzog Friedrich II. von Schwaben zur Wahl. Man schreibt den August 1125.

Aus allen Teilen Deutschlands sind rund sechzigtausend Edle zur Königswahl nach Mainz gekommen, darunter der Favorit Friedrich und als weiterer Königskandidat der sächsische Herzog Lothar von Supplinburg, den sich allerdings niemand so recht als Kaiser vorstellen kann, am wenigsten sein Rivale aus dem Haus der Staufer. Überhaupt sieht sich Friedrich schon als gewählter König und sagt das jedem, der es hören will.

Einer hört es gar nicht gern, der Wahlleiter Bischof Adalbert

von Mainz. Er gehört zu den rigorosen Vertretern einer mächtigen, unabhängigen Kirche, voll Misstrauen gegen die Staufer, die eine ebenso kirchenfeindliche Politik betreiben würden wie zuvor die Salier. Dagegen ist der Supplinburger Lothar ein ganz anderer Mann. Der verspricht stets fromm und kirchentreu zu sein, und im Hintergrund setzt das Getuschel ein, finden geheime Beratungen statt, nicken sich Männer vielsagend zu. Dennoch scheint Lothars Wahl zunächst aussichtslos. Die Position des Stauffers ist einfach zu stark. Eigentlich alle scheinen auf seiner Seite zu sein, besonders der Welfenherzog Heinrich der Schwarze, Freund und Schwiegervater Friedrichs. Aber dann kommt es ganz anders. Zur grenzenlosen Überraschung der Versammlung wurde nicht der Schwabenherzog, sondern sein sächsischer Kollege zum König gewählt, und den Ausschlag gab kein anderer als eben Heinrich der Schwarze.

Das Rätsel löst sich, als der älteste Sohn des Welfenherzogs, Heinrich der Stolze, sich im nächsten Jahr mit Gertrud verlobt, der einzigen Tochter Lothars. Jetzt weiß man, was der schwarze Heinrich mit seiner radikalen Kehrtwendung gewollt hat. Als Ehemann der Kaisertochter Gertrud ist sein Sohn einziger männlicher Erbe des frisch gewählten Lothar. Damit hat Heinrich der Schwarze mit kühnem Zugriff das Kaisertum aus der salisch-staufischen Bahn heraus- und den Sachsen und Welfen zugeführt.

Heinrichs Hinwendung nach Sachsen kommt nicht zufällig. Noch unter Welf IV. war die welfische Hauspolitik nach Süden ausgerichtet gewesen. Aber dabei hatte er beträchtliche Fehlschläge einstecken müssen. Seine Ansprüche auf das Erbe der Este hatte er gegenüber seinen Stiefbrüdern Folko und Uggo aus der zweiten Ehe des Vaters nicht durchsetzen können. Die Ehe seines ältesten Sohnes mit der Markgräfin Mathilde von Tuszien war in die Brüche gegangen, als die ebenso kirchentreu wie machtbewusste Mathilde dem über zwanzig Jahre jüngeren Gatten ihr Erbe zugunsten des Papstes verweigert hatte. Welfs italienische Träume waren vorerst ausgeträumt. Doch konnte das diesen Machtmenschen von Geblüt nicht beirren. Sollte es nicht der Süden sein, so eben der Norden. Sachsen zum Beispiel, wo gerade die Ära der Herzöge aus dem Haus der Billun-

ger zu Ende ging. Schon strickte Welf IV. an einem neuen Netz. Seinen Sohn Heinrich den Schwarzen verheiratete er mit der Tochter des letzten Billungerherzogs. Den nächsten Schritt tat dann mit der Entscheidung von 1125 bereits Heinrich der Schwarze selbst. Ein Sachse würde nun König sein und ein Welfe dessen nächster Gefolgsmann und möglicher Erbe.

Die Staufer fühlen sich aber zu Recht betrogen. Schon bald kommt es zum offenen Streit mit Lothar III., den sie zunächst noch zähneknirschend anerkennen mussten. Schließlich streift Friedrichs jüngerer Bruder Konrad jede Vorsicht ab. Er lässt sich als Gegenkönig aufstellen. Der Kampf beginnt. Und da Heinrich der Stolze natürlich auf der Seite seines Schwiegervaters steht, ist es der erste jener Kämpfe zwischen Staufern und Welfen, die von nun an die deutsche Geschichte bestimmen werden. Viele Jahre ziehen sich diese Kämpfe hin. Für die eine wie die andere Seite bringen sie Siege und Niederlagen. Schließlich müssen die Staufer aufgeben.

1135 findet eine vorläufige Versöhnung statt. In Bamberg bittet Friedrich von Schwaben Kaiser Lothar kniefällig um Gnade, und ein halbes Jahr später verzichtet sein Bruder Konrad auf das Gegenkönigtum. Ihre Hoffnungen haben sie aber noch lange nicht begraben.

Sieger bleibt zunächst Heinrich der Stolze. Er kassiert den Preis, die Markgrafenschaft Tuszien sowie das Hausgut seiner inzwischen verstorbenen Tante Mathilde. Das ist die Zeit, da ihm sein Sohn Heinrich geboren wird, der spätere Heinrich der Löwe, und der Vater mag den kleinen Jungen mit grimmiger Freude betrachten. Dieser schwarzlockige Knabe also wird einmal Kaiser sein, wie er sich selbst bereits als nächsten Kaiser sieht. Die Welfen haben eine kühne Höhe erreicht.

Heinrich der Stolze ist nicht ganz der Mann, der solch eine Höhe verträgt. Nahezu jeden Fürsten kränkt er in irgendeiner Weise, bis selbst der welfenfreundliche Papst Überlegungen anstellt, ob sich gerade dieser Mann wirklich als Kaiser eignet. Bei den Staufern scheint sich hingegen ein Wandel zu vollziehen. Alles Bisherige scheint vergessen. Als Konrad Lothar III. auf einer Romfahrt begleitet, kann sich der Herrscher keinen loyaleren, lebenswürdigeren Gefolgsmann wünschen. Denn